



Predigt anlässlich der Distriktpredigtreihe „Kirche, wohin? Wie hat der Glaube Zukunft?“

am Sonntag, 12. Februar 2023 in der Mauritiuskirche in Reichenbach a. d. Fils

Predigttext: Mt 8,23-27

Predigt: Landesbischof Ernst-Wilhelm-Gohl

Liebe Gemeinde,

ich freue mich, heute mit Ihnen Gottesdienst zu feiern! Gerne bringe ich mich in ihre Distriktpredigtreihe „Kirche, wohin?“ mit ein. Diese Reihe und die gemeinsamen Chöre aus dem Distrikt zeigen, wohin sich Kirche entwickelt. Wir werden viel stärker Gemeinde übergreifend zusammenarbeiten. Und das ist ein Gewinn, wie die Predigtreihe zeigt. Und beim Distrikts-Posaunenchor hören wir, wie das gemeinsam klingt: Voll und fröhlich.

„Kirche, wohin?“ Das ist eine große Frage. Sie stellen diese Frage gerade auch angesichts der Veränderungsprozesse, denen wir als Kirche ausgesetzt sind. „Kirche, wohin?“ Unabhängig der derzeitigen Herausforderungen gehört es aber zum Wesen der Kirche, dass sie sich immer fragt, wohin sie sich entwickeln muss, um das Evangelium angemessen zu kommunizieren. Schon die Reformatoren sagten: Die Kirche muss sich immer reformieren. Reformieren macht aber nur Sinn, wenn ich weiß, wohin.

Keine Frage: Wir leben in stürmischen Zeiten. Als Kirche. Aber auch als Gesellschaft. Wir alle sitzen in einem Boot. Und dieses Boot wird derzeit gewaltig durchgeschüttelt. Doch gerade im Sturm, so sagen erfahrene Seeleute, gerade da ist es notwendig, dass wir uns konzentrieren und entschlossen handeln. Was hilft uns hier? Über den Sturm zu jammern, hilft nicht. Was hilft uns dann?

Ich bin der Überzeugung, dass uns auch hier die Bibel eine wichtige Hilfe ist. Hören wir auf die Sturmgeschichte aus dem Evangelium: Ich lese Mt 8,23–27.

Und Jesus stieg in das Boot und seine Jünger folgten ihm. Und siehe, da war ein großes Beben im Meer, sodass das Boot von den Wellen bedeckt wurde. Er aber schlief. Und sie traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: Herr, hilf, wir verderben! Da sagt er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? und stand auf und bedrohte den Wind und das Meer; und es ward eine große Stille. Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was ist das für ein Mann, dass ihm Wind und Meer gehorsam sind?

Als sie miteinander das Fischerboot betreten, ist alles noch friedlich. Der See Genezareth glitzert in der Sonne. Plötzlich ziehen Wolken auf. Die gefürchteten Fallwinde setzen ein. Der See ist in Aufruhr. Wellen türmen sich auf und schlagen über dem Fischerboot zusammen. Der Wind pfeift. Wasser läuft ins Boot. Das Boot droht zu kentern. Panik macht sich breit.

Weg vom See Genezareth zu uns: Manche der Krisen unserer Zeit haben sich schon länger zusammengebraut. Andere sind wie aus heiterem Himmel über uns hereingebrochen. Was wir um uns hören und sehen, was manche auch ganz konkret in ihrem eigenen Leben spüren, tut weh und macht Angst. Da liegt es nahe zu jammern. Und Jammern tut ja auch gut. Wie die Wut ist Jammern ein Ventil, das zunächst einmal Erleichterung schafft.

Und doch sage ich „Jammern hilft nichts!“ Mit dauerndem Jammern richten wir uns ein in unserem Schmerz und in unserer Furcht. Denn Jammern strebt gar nicht nach Veränderung. Jammern kreist um sich.

„Jammern hilft nichts.“ Dennoch ist es zu einem Grundton unserer Gesellschaft geworden. Angebote, ins Jammern einzustimmen, sind allgegenwärtig; an der Bäckertheke, der Bushaltestelle, auch im Freundes- und Bekanntenkreis. Seltsam, wer über etwas jammert, findet ganz schnell Zuspruch. Am Anfang meiner Zeit als Landebischof bin ich fast täglich mit dem 9-Euro-Ticket von Ulm nach Stuttgart gefahren. Die Züge waren immer gut gefüllt. Und als ein Zug mal wieder zu spät war, sagte einer: „Bei uns in Deutschland funktioniert nichts mehr!“ Schnell fand er Zuspruch. Ich sagte: „Mich ärgert auch, wenn der Zug Verspätung hat. Aber in Deutschland funktioniert viel: Das Wasser kommt aus dem Wasserhahn. Die Züge fahren immerhin. Es gibt genug zu essen ...“ Mir wurde einmal mehr klar: Wir jammern hier in Deutschland auf recht hohem Niveau. Nicht nur deshalb sage ich: „*Jammern hilft nichts.*“ Doch was ist die Alternative?

Ist es *keep smiling*? Das Problem einfach weglächeln? Ein Problem zu ignorieren, hilft aber auch nicht weiter. Ich denke, es ist not-wendig, dem Jammer auf den Grund zu gehen. Denn im Jammer stecken Schmerz und Sehnsucht.

Unser deutsches Wortes Jammer geht auf das Wort „amar“ zurück. Das war am Anfang einfach ein Schmerzensruf. Wie unser heutiges „Aua“. Dieser Schmerzensruf verschmolz im Althochdeutschen aber mit einem Ausdruck für „Sehnsucht“. Wenn wir dieser Wortgeschichte folgen, geht es beim Jammer also im Grunde darum, Schmerz und Sehnsucht Raum zu geben. Die Sehnsucht scheint dem heutigen Jammern abhandengekommen zu sein. Und selten benennt das Jammern, die in ihm steckende Furcht und den Schmerz.

Was machen die Jünger im Boot beim Seesturm?

Sie rufen. Ihr Ruf drückt beides aus: Ihre Furcht: **Wir verderben!** und ihre Sehnsucht: **Herr, hilf!** Im Unterschied zum Jammern hat diese Klage eine klare Adresse. Die Jünger richten ihre Furcht und ihre Sehnsucht an Jesus. Durchaus mit klagendem Ton. Sie haben ja allen Grund dafür. Ihr Schiff droht zu kentern. Und Jesus kümmert das alles nicht. Sie fühlen sich im Stich gelassen. **Herr hilf! Wir verderben!**

Das ist biblische Klage auf den Punkt gebracht. Wir trauen uns das ja oft gar nicht. Aber die Bibel, gerade die Psalmen sind voll davon. **Mein Gott, wie lange? Mein Gott, warum? Mein Gott, hilf endlich!**

Was die Jünger trägt, mag kleiner Glaube sein – „**Kleingläubige**“ nennt Jesus sie ja. Aber dieser kleine Glaube reicht. Er reicht dafür, dass sie ihre Not Jesus entgegenrufen und von ihm Hilfe einfordern. Schmerz, Furcht, Verzweiflung und die Sehnsucht nach Überwindung der Not erhalten in der biblischen Klage eine Adresse. Der Klage einen Raum zu schaffen – grad in stürmischen Zeiten – das ist ein erster, wichtiger Schritt. Als Christinnen und Christen haben wir Jesus mit im Boot. Das macht den Unterschied.

Die Jünger haben Angst. Aber weil sie nicht jammern, sondern klagen, setzen sie sich in Bewegung und handeln. Und zwar gemeinsam. Über ihrem Handeln spannt sich der Bogen der Verheißung. Denn Jesus Christus ist es, der zuerst das Boot bestieg und dem sie nachfolgten, als sie auch an Bord gingen. Die Bootsfahrt geht auf seine Initiative zurück. Und Jesus Christus ist es, der das Tosen von Wind und Meer stillen wird.

Wie die Jünger im Boot leben auch wir als Einzelne, als Gemeinde, als ganze Kirche unter dem Bogen der Verheißung. Das müssen wir uns immer wieder gegenseitig zusprechen und hören. Immer neu Hoffnung schöpfen füreinander und miteinander. Kirche ist ein Hoffnungsgemeinschaft!

Wir können den Sturm nicht abstellen. Aber unter dem Bogen der Verheißung können wir Hoffnung verbreiten. Wir können Zeugnis geben von unserer Hoffnung. Wo wir nicht ins Jammern einstimmen. Wo wir dazu ermutigen, Angst und Sehnsucht klar zu benennen. Wo wir durch unsere Haltung von der Verheißung zeugen, die Zukunft eröffnet, und deshalb entschlossen handeln.

Als Hoffnungsgemeinschaft können wir positiv stilbildend sein für unsere Gesellschaft. Wir schotten uns nicht ab, sondern gehen mutig auf andere zu. Als Hoffnungsgemeinschaft sichern wir das, was uns zur Verfügung steht, nicht im Tresor, sondern teilen freien Herzens.

Die Veränderungsprozesse in unserer Landeskirche können Angst machen. Sie sind mit Abschieden verbunden, die wehtun. Das spüren gerade die, die besonders eng mit ihrer Kirche verbunden sind. Es ist wichtig und gut, dass wir das klar benennen. Dass wir uns darüber austauschen, was uns schmerzt und wovor wir Angst haben. Und wir brauchen die Klage. Sei es, in den geprägten Worten der Klagepsalmen. Sei es, dass wir eigene Worte finden, um Gott unsere Verzweiflung, unseren Ärger, unsere Not zu klagen.

Dass wir aber nicht stecken bleiben, sondern weiterkommen, ist es wichtig, unsere Sehnsucht zu entdecken. Wie wünsche ich mir die Zukunft? Wie wünsche ich mir Kirche? Denn im Nachsinnen über das, wonach ich mich sehne, lassen sich womöglich Wege in die Zukunft finden. Mir fällt eine kleine Gemeinde auf der Ostalb ein. Seit dem letzten Pfarrplan wird das Pfarrhaus nicht mehr gebraucht. Die zuständige Pfarrerin wohnt jetzt im Nachbarort. Natürlich war die Gemeinde nicht begeistert. Nach einer Phase der Trauer schauten sie aber nach vorne. Eine Kirchengemeinderätin hatte die Idee: Wir öffnen unseren schönen Pfarrgarten und bieten dort einmal die Woche Kaffee und Kuchen an. Das Angebot des offenen Pfarrgartens ist im Dorf ein riesengroßer Erfolg. Und weil die Öffnung so gut ankam, ist jetzt auch die Dorfkirche täglich offen. Nicht nur Wanderer halten jetzt dort kurz inne.

So paradox es klingt: Kirchliche Konzentrationsprozesse können in die Weite führen. Deshalb möchte ich zwei Weitungen skizzieren.

Zum einen: Wir sehnen uns nach einer Gesellschaft, in der kein Mensch mehr am Rand verkümmern muss, in der alle ihr Ansehen und genug zum Leben haben. Und Jesus ruft uns ja zur Nächstenliebe. Wo wir damit ernst machen, mit unserer Sehnsucht und Jesu Ruf, da werden wir gerade in diesen stürmischen Zeiten das diakonische Profil unserer Gemeinden schärfen. Uns verstärkt hinwenden zu den **Mühseligen und Beladenen** (Mt 11,28) unserer Zeit. Und das geschieht ja auch schon. Wir sehen es bei den Vesperkirchen. Viele Männer und Frauen aus allen Generationen arbeiten dort mit, weil sie Menschen helfen wollen, die es

schwerer haben im Leben. Oder ich denke an die große Hilfsbereitschaft bei der Unterbringung und Unterstützung von Geflüchteten – im letzten Jahr ganz besonders bei Geflüchteten aus der Ukraine. Beeindruckend, was Kirchengemeinden hier leisten – das bekräftigen selbst Politiker, die den Kirchen kritisch gegenüber stehen.

Eine zweite Weitung unseres kirchlichen Lebens, ist die ökumenische: Wir sehnen uns nach einem friedlichen Miteinander in der Welt. Und Jesus betet zum Vater für uns, für seine Kirche in allen Gemeinden und an allen Orten: **Ich bitte [...] für die, die [...] an mich glauben werden, dass sie alle eins seien.** (Joh 17,20f.) Haroutune Selimian, Pfarrer der kleinen evangelischen Gemeinde in Aleppo, hat die im Krieg zerstörte Schule der Gemeinde mit Hilfe des Gustav-Adolf-Werks wieder aufgebaut. Bewusst werden dort christliche und muslimische Kinder gemeinsam unterrichtet. „Jedes Kind braucht Bildung“, sagt Pfarrer Selimian, „und wir helfen dabei mit unseren Möglichkeiten“. Das Erdbeben letzte Woche hat nun auch ihre Gebäude wieder beschädigt und dennoch helfen sie zuerst denen, die gar nichts mehr haben.

Kirche als globales Netzwerk der Hoffnung. Die gilt es zu stärken. Gerade in unseren Zeiten – auch in Europa.

Mit unserer Kirche gehören wir zur Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa. Sie verbindet uns mit evangelischen Kirchen von Portugal bis Georgien, von Island bis Griechenland. Darunter auch Methodisten, Waldenser und Böhmisches Brüder. Am 24. Februar jährt sich der Angriff Russlands auf die Ukraine, dieser unsägliche Krieg in Europa. Wir wollen die Hoffnung auf Frieden stärken. Gemeinsam. So haben wir miteinander ein Friedensgebet entworfen. Es wurde an alle Gemeinden per E-Mail verschickt. Am 24. Februar wird in ganz Europa gemeinsam für den Frieden gebetet. Vielleicht sind Sie hier in Reichenbach, in Lichtenwald und Hochdorf ja auch mit dabei?

Ökumenische Weitung unseres Handelns bedeutet auch: Vor Ort, in der Region schauen und ausloten, welche weitere Zusammenarbeit über konfessionelle Grenzen hinweg möglich ist.

Und schließlich geht es in Jesu Gebet und wohl letztlich auch bei unserer Sehnsucht um unser Miteinander in der Binnenökumene unserer Landeskirche. Kaum eine andere Kirche dürfte mit einem solchen Reichtum verschiedener Frömmigkeitsprägungen gesegnet sein, wie unsere Landeskirche. Das ist manchmal auch anstrengend. Denn sich mit anderen Frömmigkeitsprägungen auseinanderzusetzen, kostet Kraft. Viel einfacher ist es, unter sich zu bleiben. Doch dieser Austausch ist wichtig. Er bewahrt alle Seiten vor dem

selbstgefälligen Kreisen um sich selbst. Vielleicht liegt der Segen hier ja auch gerade darin, dass uns an dieser Stelle besonders viel zugemutet, ja zugetraut wird.

Wo wir solche Weitungen wagen, wo wir gerade in diesen bedrängenden Zeiten miteinander als Hoffnungsgemeinschaft wachsen, wo das sichtbar und hörbar wird, da könnten wir ganz schön für Aufsehen sorgen. Da könnten am Ende die Menschen sich verwundern und sprechen: **Was ist das für** eine Gemeinschaft, **dass** sie mitten in diesen stürmischen Zeiten Hoffnung verbreitet?

Amen.